

Neue Verhaller

№ 9

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1917.

Das heilige Erbe. Erzählung aus der Gegenwart von Hedda von Schmid.

(8. Fortsetzung.)

Schrieb Dir, liebe Mutter, auch bereits flüchtig über diese junge Verwandte von uns, von deren Existenz wir doch so gut wie nichts wußten. Sie

ist am Rapsfee aufgewachsen und doch deutsche Baltin geblieben, durch und durch. Auch sie gehört zu denen, die ihr heiliges Erbe mit Begeisterung hochhalten. Ich hoffe, daß es Dir gut geht, Mutti, und daß Du Dir keinerlei Sorgen wegen Deines Einzigen machst. Ich muß nun für heute schließen. Indrid pocht soeben an. Ich muß mich zu Tisch umkleiden; nachher geht es mit Better Tönnis und seiner Frau Warwara zusammen nach Sapsal. Ich fürchte übrigens, daß ich von Warwara zu wenig geschrieben habe. Annemarie wird enttäuscht sein. Mein Schwarm ist sie nicht, die sehr elegante Frau. Tönnis Stolz ist sein Junge. Großmama, die doch sonst in ihren Urteilen sehr zurückhaltend ist, äußerte mir gegenüber, „daß seine Mutter den kleinen Otto gar nicht verdiene“. — Sie ist sehr vergnügungslüchtig, die schöne Frau Warwara. Heute ist sie der Mittelpunkt auf einem Wohltätigkeitsbasar, der auf der Strandpromenade in Sapsal stattfinden soll.



Der militärische Oberbefehlshaber in der Heimat.
Kriegsminister General der Artillerie von Stein.

Nachher Ball im Kurhause. — Lebe wohl, liebe, liebe Mutter. Tausend Grüße auch an Annemarie und Lothar, der vermutlich jetzt bei Euch in Gastein weilt, von Deinem getreuen Sohn Griß.

Nachschrift. Was wollte eigentlich Lothar mit seinem

mir nach Stockholm übermittelten Rat, die deutsche Botschaft dort aufzusuchen, bezwecken? Ich habe es natürlich nicht tun können, es war keine Zeit dazu. Willst

Du es mir glauben, Mutti, daß ich seit meiner Abreise aus Berlin in keine Zeitung geschaut habe? Hier in Rixlepp wird die Revallsche Zeitung gehalten, und ob man die liest oder gar nichts liest, ist ziemlich gleichbedeutend, denn die russische Zensur streicht ja doch alles. An die Kriegsgerüchte, die hier und da herum-schwirren — hier redet jedenfalls kein Mensch über einen Krieg — habe ich niemals geglaubt. Lebe wohl!
Dein Griß."

Es war ein sonniger Sonntagnachmittag. Das Kurhaus in der Sapsaler Bucht schien wie ausgestorben. Um so lebendiger pulste das Leben auf der Promenade am Kai. An der tiefer zurückliegenden Häuserfront zogen sich Alleen hin, auf dem breiten Promenadenplatz aber sah es aus wie auf einem Jahrmak.

„Ich glaube, ich habe nur noch drei Hundert-rubelscheine, die beiden Komtessen Menbruch haben mich förmlich ausgeplündert.“ Tönnis Adlerpflug sagte es

lachend zu seinem Better Griß. Die beiden Herren bahnten sich einen Weg durch das Gedränge um die Verkaufstische.

Frau Warwara verkaufte auf dem Wohltätigkeitsbasar Sekt und Blumen.

„Und nun werde ich mich noch zum Schluß von meiner eignen Frau ausplündern lassen, und dann — rette sich, wer kann!“ sagte Tönnis lachend. „Ich verfüge mich nach Hause und mache ein Schläfchen, bis es Zeit ist, sich zum Ball im Kurhause umzukleiden.“

Frau Warwara war sehr ungnädig. Zögernd streckte sie ihrem Gatten die Hand zum Fuß entgegen. „Du läßt dich ja überhaupt nicht an meinem Tisch blicken! Ich mußte dich erst durch Vetter Fritz heranziehen lassen!“ „Verzeih“, mein Herz, aber Dodo Selten ist zur Kur hier, und sein Vetter ist Gardeleutnant in Petersburg, er kramte allerhand beunruhigende Nachrichten aus.“

„Ach, laß mich bloß mit der leidigen Politik in Ruhe!“ rief Warwara. „Spende lieber etwas für das neue Krüppelheim, das Ihre Exzellenz, die Frau Gouverneurin, für Hapsal bauen will!“

Auch Fritz blieb nichts andres übrig, als seine Börse zu ziehen und dem Beispiel seines Veters zu folgen.

Er legte mit einer leichten Verbeugung zwei Goldstücke auf den Setztisch, verzichtete aber auf das Glas Schaumwein, das die schöne Frau Warwara ihm kredenzen wollte, und tauchte in der Menschenmenge unter.

Langsam schlenderte er dem Strande zu. Hier war es einsam, nur der schrille Schrei der Möwen erklang in der von Sonnenschein durchsättigten Luft.

Die Musik der Kurlapelle war hier nicht mehr zu hören, wohl aber erreichten die Klänge der Kirchenglocken, die langgezogen herüberschallten, das Ohr des jungen Offiziers. War es eine feierliche Mahnung an die Vergangenheit, oder ein Ruf, welcher der Zukunft galt?

Fritz schritt den alten Schloßruinen zu, und dort unter einem breitästigen Ahorn fand er die, mit der sich seine Gedanken immer wieder beschäftigten — Irene Brinken. Sie hatte ihre Tante, die Stiftsdame, aus der Kirche abgeholt. Das alte Fräulein von Adlerpflug veräumelte keinen Gottesdienst in der Kirche, in deren Grabgewölben auch manche ihres Namens schlummerten.

„Herrlich still ist es hier,“ sagte sie mit ihrer angenehmen Stimme, als Fritz um die Erlaubnis bat, sich zu den Damen setzen zu dürfen.

Er schloß sich ihnen auch an, als sie die Ruinen verließen. Sie hatten denselben Weg. Die Adlerpflugs aus Schloß Richepp besaßen, wie die meisten Familien des um Hapsal herum begüterten Adels, ein Haus im Städtchen, in dem sie einkehrten, sobald sie hier weilten. Es war vollständig eingerichtet, hatte große, kühle Zimmer und stand unweit des Segellubhauses in einem parkartigen Garten.

Fritz hatte hier ein für ihn eingerichtetes Zimmer vorgefunden. Frau Warwara beanspruchte drei Räume für sich; sie weilte oft hier. Hapsal im Sommer — das war ihrer Meinung nach ja das einzige, das sie einigermaßen mit der Ode des estländischen Landlebens versöhnte.

Kurz vor dem Hause begegnete den dreien der Fürst Sufstokf. Er grüßte militärisch, denn er war heute in Galauniform.

Ein lauernder Blick streifte Fritz, als der Fürst sich verabschiedete. „Ich habe mich leider mit meiner Rückkehr zum Basar etwas verspätet,“ sagte er, sich entschuldigend. „Ich hatte bis jetzt in meiner Kanzlei zu tun.“ „Dringende Geschäfte, gnädiges Fräulein.“

Damit küßte er der Stiftsdame die Hand.

„Wie ist dieser Fürst unheimlich,“ sagte das alte Fräulein, als er außer Hörweite war. „Wenn ich ihn sehe, so fröstelt es mich allemal, auch beim wärmsten Sonnenschein.“

Dann lud sie Fritz zum Tee ein. Er sollte ihr von Berlin erzählen. Sie wäre schon lange nicht drüben gewesen, drüben, im lieben Deutschland. Es klang fast wehmütig.

Irene Brinken bereitete den Tee auf der von Weinlaub dicht beschatteten Gartenveranda. Die Tassen und das Silber waren kostbar, das Taseltuch duftete nach Rosenblättern.

Durch eine Lichtung konnte man vom Garten aus das Meer erblicken. Ein weißes Segel zog vorüber. Verbenen und Reseden blühten auf dem runden Beet vor der Veranda, und die Stiftsdame, die mit ihren Gedanken, wie die meisten alten Leute, gern alten Erinnerungen nachhing, erzählte den beiden träumerisch horchenden jungen Menschen von alten Zeiten. Ihre Umwelt war klein, der Rahmen der Bilder, die sie entwarf, war schlicht, aber die Bilder selber waren ein Stück baltischer Kleinstadtkultur, ein Stück deutschen Menschentums, in dem Gastfreundschaft, Herzengüte und deutsche Treue zur Blüte gelangt waren.

Im Garten zirpten die Grillen, die See färbte sich purpurn, fern im Hafen ging die Sonne unter — war wie im Märchen.

Ein Scheidender Sonnenstrahl huschte über Irene flimmerndes Haar. Fritz schaute ihr tief und selbstvergessen in die goldbraunen Augen.

Der Diener Indrid, der von dem Gesinde in Schloß Richepp respektvoll der „Berliner Herr“ genannt wurde, schritt den alten, ihm aus seiner Hütejungszeit wohl bekannten Weg hinter der großen Scheune am Ende des Wirtschaftshofes dahin. Der Weg führte zwischen den tapischen estländischen Steinzäunen bis zur Landstraße hinaus.

Vieles, sehr vieles hatte sich ja im Laufe der Jahre in Richepp verändert, aber der alte Brunnen rechts vom Wege war noch immer vorhanden.

Und am Rande des Dorfes, hinter dem kleinen, gestrüppartigen Ellernwalde, aus dem hier und da ein paar Kiefern stolz emporragten, stand die alte Hütte noch in der Indrids Eltern gewohnt hatten. Ein paar barfüßige Kinder spielten vor der niederen Tür. Ein struppiger Röter fuhr Indrid kläffend entgegen; eine Frau trat aus der Hütte und grüßte den fremden Herrn unterwürfig.

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des alten Dieners. Genau so barfüßig wie die Kinder, die lange Weidenruten in den Händen hielten und dazu sangen, war auch er einst hier umhergelaufen. Heute hatte er fast niemand mehr hier in der Gegend, der ihm irgendwie nahestand. Seine einzige Schwester, deren sich die Gutsherrschaft ebenfalls angenommen hatte, war tot. Der Sohn des blonden Mary war Strandreiter drüben auf der Halbinsel Nudd, auf der sich das einsame „Kordonhaus“ für die Strandgrenzwache erhob.

Der Jaan hatte seinem Ohm vorgestern einen Gruß gesandt. Der Landgendarm, der öfter auf der Halbinsel zu tun hatte, war der Überbringer gewesen. Nun, es würde sich ja noch die Zeit dazu finden, dem Jaan die schöne silberne Berliner Taschenuhr und den Zwanzigrubelschein den Indrid dem Neffen zugedacht hatte, zu übermitteln. Der Herr Oberleutnant schien sich so gut auf dem Schloß zu unterhalten, daß an eine Weiterreise vorläufig nicht zu denken war. Die alte gnädige Frau würde den jungen Herrn ja auch nicht gern schon so bald wieder ziehen lassen. Ihm, Indrid, war es auch recht, länger in der Heimat zu verweilen. An der großen Reise durch halbes Rußland war ihm nichts gelegen. Etwas Schöneres konnte es für ihn nicht geben, als an diesem gesegneten sonnigen Sonntagnachmittag die alten, bekannten Wege zu gehen, allein mit seinen Erinnerungen. An seinem Eltern Grab auf dem Friedhof, der das Kirchlein mit dem seltsam geduckten Turm umzog, hatte er heute nach dem estnischen Frühgottesdienst bereits gebetet. Jetzt am Nachmittag hielt er auf dem langsamen, beschaulichen Spaziergang ebenfalls eine Art Andacht ab. Schritt für Schritt wanderte er in sein ärmliches Jugendland zurück, bis zu jenem Scheidewege, wo die gütige Hand der alten gnädigen Frau die Führung ergriffen hatte.

Der kleine Wald lag hinter ihm, Felder dehnten sich aus auf denen das schnittreife Sommerkorn gleich Meereswellen hin und her wogte.

Dann kam Heide, auf der ein paar riesige erratische Steinblöcke lagen, um die der Volksmund allerhand Sagen gewoben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Was uns die Gitarre lieb macht

Von Dr. von Gneist.

Wohl kein Instrument ist so geeignet, als Begleitung zum Gesange zu dienen, als die Gitarre. Mit ihrem weichen, unendlich sanften und doch klangvollen Ton drängt sie sich niemals vor, sondern ordnet sich der Singstimme in jener mustergültigen Weise unter, wie es nötig ist, wenn der Gesang richtig zur Geltung und durch das begleitende Instrument nur unterstützt, nicht übertönt werden soll. Die Gitarre ist der unzertrennliche Kamerad des fahrenden Gesellen, eignet sie sich doch unvergleichlich gut dazu, den Wanderer bei seinen Gesängen auf der Fahrt zu begleiten.

In unseren Wandervogelvereinen hat sich dieses Instrument, die Zupfgeige, wie sie auf Deutsch genannt wird, außerordentlich eingebürgert. Wenn wäre nicht schon eine Horde dieser munteren Gesellen begegnet, wenn sie ihre lustigen oder auch so schweremühtigen Weisen erklingen lassen beim Dahinwandern durch Wald und Flur!

Man kann wohl sagen, der Zupfgeige vor allem verdanken

und jung unterliegen, und der ihr bewegte Zuhörer sichert in Palast und Hütte. Andächtig horchen die Alten und wischen sich verstohlen die Träne ab, wenn die alten, rührenden Volksweisen, Klänge aus der Jugendzeit, wieder ausleben vor ihrem Ohr.

Es ist so, als ob die Poesie ihren Einzug hielte in dem Hause, wo die Saiten der Zupfgeige tönen, als wenn sich das grämliche Gesicht des Alltags wandelte, und etwas Anheimelndes, Stimmungsvolles, das sich nur empfinden, nicht ausdrücken läßt, Besitz ergreift von Herz und Sinnen.

Der Geselligkeit der Jugend nützt es ebenfalls, wenn sie einen harmonischen Beifall erhält durch die Pflege des Gesanges und Saitenspiels, und auch deshalb gebührt der Zupfgeige ein Ehrenplatz. Klangvolle Wirkungen lassen sich durch Verbindung mit anderen Instrumenten erzielen. Von einer wunderbaren Zartheit ist das Zusammenspiel von Zupfgeige und Geige oder zugleich im Dreiklang mit Flöte.



Geflüchtete rumänische Bevölkerung bei der Rückkehr in ihre von den Kämpfen nicht mehr berührten Wohnstätten.

Wir das in neuerer Zeit sich bemerkbar machende Aufleben des Volksliedes. Alte, längst vergessene Weisen feiern ihre Auferstehung und finden begeisterte Aufnahme bei den Kindern der Neuzeit, denn die eigenartigen, zarten Klänge der Zupfgeige verleihen dem Gesange einen ganz besonderen Reiz. Etwas seltsam Verträumtes, an die Romantik der Vergangenheit Erinnerndes haftet diesen Klängen an, förmlich gesungen nehmen sie mit ihrer geheimnisvollen, düstern Tonsärbung. Es liegt soviel Schwermut in den weichen Harmonien, aber trotzdem paßt sie sich gleich auch dem schnurrigen Schellenliedchen an, dem lustigen Singlied vergnügter Menschenkinder. Aber nicht bloß auf der Landstraße, sondern auch in unserer Hausmusik verdient es die Gitarre, einen allerersten Platz einzunehmen, da sie durch ihre Eigenschaft als Begleitinstrument in hervorragender Weise zum Aufsporn für jung und alt wird, im Hause die Muse des Gesanges recht zu pflegen und dieser Kunst eine bleibende Stätte zu bereiten.

Gibt es ein anmutigeres Bild, als ein junges Menschentkind, eine einfache Volksweise vortragend und sich selbst zum Gesange mit den vollen Akkorden dieses Instruments begleitend?

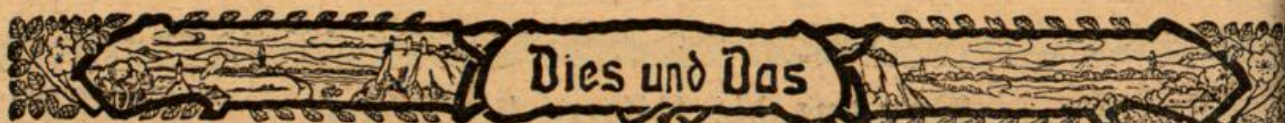
Gerade in der Einfachheit und Schmudlosigkeit dieser Musik liegt das zu Herzen Gehende begründet, der Zauber, dem alt

Man kann wohl sagen, daß die Gitarre so recht der Jugend angehört und ihr zu eigen gemacht werden sollte, wo die Freude an der Musik zu Hause ist. Und wo dies noch nicht der Fall ist, wo man, ohne es zu wissen, so viel entbehrt, das das Leben schmückt, da sollte man dieser schönsten aller Künste Einlaß gewähren, und dazu ist die liebliche Tonfülle dieses eigenartigen Instruments geeignet, wie nichts anderes. Denn die wenigen Griffe sind rasch zu erlernen, eines längeren Unterrichts oder langwieriger Übungen bedarf es nicht, der im Spiel bewanderte Freund unterweist den anderen.

Sollten auch im Anbeginn die Fingerspitzen etwas schmerzen von dem Zupfen der Saiten, so verschwindet das kleine Uebel bald genug.

Ein der Gitarre sehr verwandtes Instrument ist die Laute; was jedoch die Tonfülle anbelangt, so ist die Gitarre der Laute überlegen.

Laßt uns in unserem Heim der echt vollständigen Hausmusik eine bleibende Stätte bereiten, der einfachen, schmudlosen, einer ihres eigenartigen Zaubers willen geliebten Musik, die des Menschen Herz erfreut und bewegt und ihm dauernde Werte zu geben vermag.



Dies und Das

Der kreisende Pol.

Schiller spricht von dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Glucht“. Wenn er heute am Leben wäre, würde er vielleicht eine solche Wendung bedenklich finden, da auch der Erdpol nicht mehr das ist, oder besser nicht mehr als das gilt, was er zu Schillers Zeiten war. In den letzten Jahrzehnten hat es sich zweifelhaft herausgestellt, daß die Erdoberfläche und somit auch die Pole keine feste Lage haben, sondern Schwankungen unterliegen, deren Berechnung den Gelehrten viel Mühe und Arbeit gebracht haben. Zu ihrer Verfolgung wurde der Internationale Breitendienst geschaffen, der die Aufgabe hatte, an verschiedenen, hinreichend weit von einander entfernten Punkten der Erdoberfläche in bestimmter Folge möglichst genaue Messungen der geographischen Breite vorzunehmen. Wenn die Polhöhe sich verändert, so verändert sich naturgemäß auch die geographische Breite jedes Punktes der Erdoberfläche, denn die geographische Breite ist ja einfach das Komplement der Polhöhe, da jene nach altem Brauch vom Äquator an gezählt wird. Jetzt liegen die Ergebnisse von Anfang des Jahres 1906 bis Anfang des Jahres 1912 in Berechnungen vor, die als fünfter Band vom Zentralbüro der Internationalen Erdmessung veröffentlicht worden sind. Die Herausgabe ist, nachdem Geh. Albrecht gestorben ist, von Prof. Banach besorgt worden. Am Internationalen Breitendienst nahmen 6 Stationen teil, die fast auf genau derselben Breite von 39° 8 Minuten gelegen sind. Es sind dies die Orte Mizusawa in Japan, Eschardshui am Amudaria in Turkestan, Corlo Forte bei der Insel San Pietro bei Sardinien, Goithersburg Cincinnati, Utah, in den Vereinigten Staaten. Von diesen mußte freilich die Station um einige Kilometer verlegt werden, weil sie von den Gewässern des Stroms bedroht wurde. Nach den jetzt vorliegenden Ergebnissen hat der Pol eine ziemlich unregelmäßig geschwungene Bahn, die er um die theoretische Mittellage ausführt, doch ist man dem Gesetz

dieser Schwankungen auf der Spur. Die Umlaufzeit betrug nach den neuesten Berechnungen 432,8 Tage, und sie ist maßlich bereits bis auf einen halben Tag zuverlässig.

Aus der Geschichte der Gewürznelken.

Nächst dem Pfeffer gehören die Gewürznelken zu den am häufigsten gebrauchten Gewürzen, so daß in der Geschichte, über die Prof. Alexander der Parfümeriezeitung berichtet, gleichzeitig ein Stück Kulturgeschichte dargestellt. Da sind zunächst die Chinesen. In Berichten aus der Zeit der Han-Dynastie 266 vor bis 220 nach Chr. wird angegeben, daß jeder, der dem Kaiser an den Herrscher reichen wollte, vorerst seinen Atem durch Gewürznelken wohlriechend machen mußte. In mals nannten die Chinesen die Nelke Vogelzungengewürz, ein Zeichen für richtige Beobachtung der Gestalt, eben wie die spätere chinesische Bezeichnung als Nagelgewürz. Auch wir sprechen heute noch von Gewürznägeln, wie auch die Franzosen clou, die Engländer clove dafür sagen. In Hanburys antiquarischen Untersuchungen, findet sich die Angabe, daß Gewürznelken nebst Sandelholz und Alveholz von einem griechischen Schriftsteller um das Jahr 100 v. Chr. als aus China eingeführt erwähnt werden. Von China kam das Gewürz zunächst nach Ceylon, wo es dann weiter auf die Welt verteilt wurde. Später, in der Zeit der Kreuzzüge, finden wir Palästina als Handelsmittelpunkt. Als regelrechte und kostbare Handelsware wurden die Gewürznelken auch schon recht frühzeitig mit einem Preis belegt. So finden sich in den Zolltarifen von Marseille aus dem Jahr 1228, denen von Barcelona aus den Jahren 1252 und 1296 entsprechende Angaben. Das Haushaltsbuch der Gräfin von Leicester aus dem Jahr 1295 läßt erkennen, daß damals das Pfund Gewürznelken 10–12 Schilling kostete. Angewiesen ist das Stammland der Gewürznelken. Der arabische Geograph Ibn Khurdadbadh 869–85 gibt an Heimat Java an. Später stellte der Venetianer Nikolaus del Cono die Banda-Inseln als Heimatland fest.



Junger Araber, welcher, wie es dort üblich ist, Tablett mit Brot und Wein auf dem Kopf balanciert. (Unsere Offiziere auf dem türkischen Kriegsschauplatz bedienen sich dieser Leute, die sich als sehr geschickt und dienstfertig erzeigen, sehr gern.)

Unsere Rätselecke

Zahlenschrift.

5 4 2 . 8 3 4 11 12 2 . 5 9 2 1 .

♦ Friedensangebot ♦

5 12 10 . 1 2 3 4 5 6 7 . 9 10 13 3 4 15 6 7

Magisches Dreieck.

In die Felder des Dreiecks sind die Buchstaben AA, BB, DD, EEEE, III, NNNN, O, RR derart einzutragen, daß die drei Reihen und die vier wagerechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. vielgenannter französischer Staatsmann, 2. hebräisches Wort, 3. Bediensteter, 4. ägyptische Gottheit, 5. Nebenfluß der Donau, 6. arabische Stadt, 7. weibliche Gestalt der griechischen Mythologie.

Zweifelbige Scharade.

Einst traf zu später Abendzeit
Im bun geheckten Schellenkleid
Ich einen Narren, wie mir schien,

Und um die Zeit befragt ich ihn.
Er aber sprach: „Mein lieber Mann,
Sieh dir mein Kleid gefälligst an,
Und dann hinauf zum Himmel schau,
So weißt du selbst ganz genau:
Denn an der Zeit ist's offenbar,
Was es den ganzen Tag schon war.“

Magisches Kreuz.

s s t
a a c f h
h k k n n
o o o r r
t u u

an der Weichsel, 3. eine oftgenannte Insel in der Nähe der griechischen Küste.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben
in voriger Nummer.

Bilderrätsel: Neutralitätsbruch.

Kreuz-Rätsel:

B	e	l	f	o	r	t
S	e	n	e	g	a	l
H	e	r	b	e	r	t
F	e	b	r	u	a	r
S	c	h	u	m	i	a
S	c	h	a	n	z	e
H	a	d	r	i	a	n

Diamant-Rätsel.

I
E
m
u
H
o
m
e
r
F
l
i
e
g
e
r
I
m
m
e
l
m
a
n
n
K
l
a
m
m
e
r
K
r
a
n
z
I
n
n
n

Rückläufiges Rätsel: Mais, Siam.